

Irene Hardach-Pinke, *Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs* (= Sonderband der Reihe „Geschichte und Geschlechter“). Frankfurt a. M.: Campus 1993, 310 S., 20 Abb., DM 49,00/öS 382,00, ISBN 3-593-34929-9.

„Hat das Lehrerinnen- und Gouvernantenleben etwa soviel inneren Reiz? hat es äußeren? eröffnet es lockende Chancen für die Zukunft? ist mit einem Zauberschlage eine so wundersame Begeisterung über die gereiften Mädchen ausgegossen, daß sie einem höheren Drange nicht widerstehen können und bei der Unterweisung und Erziehung der Jugend mit Hand anlegen müssen? oder ist's eine Modesache, welche psychologisch epidemisch um sich gegriffen hat? oder ist's Not?“ (zit. 172f), fragte 1864 der liberale Pädagoge Adolf Diesterweg nach den Ursachen für das wachsende Interesse von Frauen am Lehrberuf. Eine befriedigende Antwort blieb er allerdings schuldig. Auch die historische Forschung hat sich zwar mit Lehrerinnen, nicht jedoch mit ihren Vorgängerinnen in der häuslichen Erziehung und den Wegbereiterinnen qualifizierter weiblicher Erwerbsarbeit beschäftigt. Der Marburger Soziologin Irene Hardach-Pinke kommt somit das Verdienst zu, ein wichtiges Kapitel der Frauengeschichte vor dem Vergessen zu bewahren bzw. ein schiefes Bild geradezurücken. Denn Bilder und Klischees hat es von Gouvernanten sehr wohl gegeben, wie die Illustrationen des Buches einerseits und die literarischen Beispiele von Gouvernanten andererseits eindrucksvoll belegen. Vor allem die Heldinnen der englischen Gouvernantenromane des 19. Jahrhunderts haben Vorstellungen davon vermittelt, was noch heute als „gouvernantenhaftes“ Benehmen gilt. Zum Beispiel Anne Brontës Agnes Grey: Sie ist selbstgerecht, humorlos, empfindlich. Auch das Klischee von der exzentrischen englischen „Miss“ war verbreitet. Von englischen Gouvernanten, die in Deutschland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in reichen Familien auftauchten, wurde neben Sprachunterricht auch die Vermittlung von Selbstdisziplin und korrekter Haltung erwartet. Deutsche Gouvernanten wurden in der Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts meist als tüchtig und ehrlich präsentiert. Ihre französischen Kolleginnen hatten zwar einen traditionell guten Ruf in Erziehungsangelegenheiten, galten aber als kokett, putzsüchtig, naschhaft, oberflächlich, berechnend und falsch. Sie verloren denn auch ihre beherrschende Position, die sie auf dem deutschen Arbeitsmarkt seit dem 18. Jahrhundert so unumstritten besaßen, daß die „Französin“ schon zur Berufsbezeichnung geworden war. Weniger der möglicherweise verderbliche Einfluß der französischen Gouvernante war jedoch der Grund für deren allmähliche Verdrängung durch einheimische Erzieherinnen. Gegen sie sprach vor allem ihr höfischer Ursprung und die Assoziation mit adligem Lebensstil. Mit dem neuen Selbstbewußtsein des aufstrebenden Bürgertums ließ sich das nicht vereinbaren. Entsprechend sollte auch deutsche Kultur über die deutsche Sprache vermittelt werden.

Neben literarischen Quellen stützt sich die vorliegende Studie auf Lebenserinnerungen, Briefe von Gouvernanten, ihren Schülerinnen und Schülern oder deren Eltern, auf Verwaltungsakten, unveröffent-

lichte Korrespondenzen und pädagogische Schriften. Hardach-Pinke gelingt es, mit diesem breiten Quellenspektrum die Geschichte eines Frauenberufes vom 17. bis zum 20. Jahrhundert sowohl aus der Innen- als auch aus der Außenperspektive nachzuzeichnen. Wir erfahren von psychischen Problemen, sozialen Konflikten und ökonomischen Schwierigkeiten, mit denen Frauen in der für sie neuen Berufssituation zu kämpfen hatten. Die Kontrastierung von Anspruch und Wirklichkeit, Norm und Normverletzungen, Erwartungen und Enttäuschungen, Hoffnungen und Ängsten machen das Buch zu einer spannenden Lektüre und – verstärkt durch den Wechsel der Perspektiven und Quellengattungen – zu einem Lesevergnügen.

Da Frauen öffentliche Schulen und Universitäten verschlossen waren, mußten sich Gouvernanten ihr Wissen in Privatunterricht oder autodidaktisch aneignen. Sie hatten deshalb nicht dasselbe Wissen wie ihre männlichen Kollegen, erstaunten aber bei Antritt ihrer Stellen oft durch überdurchschnittliche Bildung. Ihr Unterricht sollte eher der „Herzensbildung“ der Mädchen dienen, sie lehrten Sprachen, Literatur, Handarbeiten und Klavierspielen, während die Unterrichtung der Jungen etwa ab dem siebten Lebensjahr in den naturwissenschaftlichen Fächern, Latein und Griechisch den akademisch ausgebildeten Hauslehrern vorbehalten war. In der Praxis wurden solche Geschlechts- und Fächertrennungen oft weniger ernst genommen. So bereiteten im 19. Jahrhundert Frauen durchaus auch Jungen in Latein und Griechisch auf das Gymnasium vor.

Die Anforderungen waren oft recht anspruchsvoll, und die Frauen nutzten jede Gelegenheit zur Weiterbildung. Da sie jedoch im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen weder Diplome noch akademische Abschlüsse vorweisen konnten, waren sie mehr noch als Hauslehrer auf Empfehlungen und die Vermittlung durch Bekannte, Freunde und Verwandte angewiesen, die für ihre Bildung und ihren guten Ruf bürgen konnten.

Als besonders vertrauenswürdig bei der Vermittlung von Stellen galt in Brandenburg-Preußen der Pfarrer und Gelehrte Jean Henri Samuel Formay. Sein Nachlaß erwies sich denn auch als eine ergiebige und wertvolle Quelle für die Rekonstruktion von Glanz und Elend der Gouvernanten. Viele Schicksale gingen über seinen Schreibtisch, und die individuellen Beispiele verdichten sich durchaus zu einer kollektiven Biographie, die schon zeitgenössisch als „glänzendes Elend“ (173) charakterisiert wurde. Das Gouvernantendasein bedeutete nämlich nicht nur, daß sich ein „armes Ding“ aus gutem Hause aus wirtschaftlicher Not in die Abhängigkeit reicher Leute begeben mußte, deren Launen zu ertragen hatte, wenig Freizeit, Demütigungen, Isolierung und eine unsichere Zukunft in Kauf nehmen mußte. Die Berufstätigkeit bedeutete auch, daß Frauen mit ihrer Bildung Geld verdienten und unabhängig vom Vater oder Ehemann, den „normalen“ Bezugspersonen, über die die gesellschaftliche Position einer Frau definiert wurde, dem Bildungsbürgertum zugerechnet wurden. Anders als bei der einer bürgerlichen Frau gerade noch zumutbare Erwerbsarbeit mit der „Nadel“ mußten sie das elterliche Haus verlassen, womöglich allein eine weite Reise antreten, in Vorstellungsges-

sprächen und Verträgen ihre Interessen vertreten, Arbeitsbedingungen wie Unterkunft, Verpflegung, Freizeit, Reisekostenerstattung und Gratifikationen verhandeln. Der Beruf der Gouvernante markiert somit einen wichtigen Schritt bei der Herausbildung alternativer Lebensformen für bürgerliche Frauen jenseits des Gattin-Hausfrau-Mutter-Modells.

Doch auch wenn die Gouvernanten ein anderes Rollenbild vorlebten, erzogen sie die ihnen anvertrauten Mädchen doch im Hinblick auf die Erfüllung einer traditionellen Frauenrolle, zum „Dasein für andere“. Wohl die Mehrzahl der als Gouvernanten berufstätigen Frauen hätte lieber eine eigene Familie gehabt und die eigenen Kinder erzogen. Vielen gelang es jedoch, die aus der Not entstandene neue Lebensform positiv auszufüllen. Die ökonomische Unabhängigkeit auf der Grundlage einer sinnvollen und befriedigenden Beschäftigung bot unverheirateten Frauen immer noch eher eine Chance, Selbstbewußtsein zu entwickeln, als ein eintöniges Dasein im Hause von Verwandten.

Hardach-Pinke unterstreicht, daß sich das Gouvernantenwesen im Rückblick als Eckstein für die Entwicklung qualifizierter weiblicher Erwerbsarbeit erweist. Sie bedauert hingegen, daß im Zuge der Frauenbildungsbewegung und der allmählichen Professionalisierung der Lehrtätigkeit von Frauen diese Pionierrolle oft übersehen oder abgewertet wurde. Mag dies für Gertrud Bäumer, der der Vorwurf in erster Linie gilt (124f, 257f), zutreffen, so scheint er mir für die aktuelle Frauenforschung zu wenig differenziert (285, Anm. 33).

Die Ambivalenz, auf die im Zusammenhang mit Institutionalisierung und Professionalisierung des Lehrerinnenberufes hingewiesen wird, spiegelt sich auch in der vorliegenden Studie wider: Wenn es auch stimmt, daß mit der außerhäuslichen Unterrichtung von Mädchen oder mit der Einführung von Lehrplänen nicht nur für den schulischen, sondern auch für den häuslichen Unterricht der Zugriff des Staates auf die Erziehung immer dominanter wurde und darüber hinaus für die Arbeit der Erzieherin immer weniger Raum für Spontaneität, Originalität und Emotionalität (263) blieb, so kann auch Hardach-Pinke die fortschrittlichen Seiten der Verbesserung der Frauenbildung nicht leugnen: „Im Vergleich zu den Berufschancen von Bildungsbürgern waren die einzigen qualifizierten Stellen, die Bildungsbürgerinnen offenstanden, instabil und boten weder soziale Sicherheit noch Aufstiegsmöglichkeiten.“ (259) Dennoch: „In der häuslichen Erziehung behaupteten sich Frauen erfolgreich gegenüber männlicher Konkurrenz, lange bevor ihnen das im öffentlichen Schulwesen gelang.“ (162)

Gouvernanten überschritten in vielfacher Hinsicht die Grenzen, die in der bürgerlichen Gesellschaft dem weiblichen Geschlecht gesetzt waren. Nicht nur, daß es sie nach der Männer Weisheit und Bildung gelüstete, auch ihre soziale Mobilität machte sie bedrohlich, ihre geographische Suszept – gingen doch eigentlich zu Haus und Herd gehörende deutsche Frauen seit dem 18. Jahrhundert nach Rußland, Frankreich und England, seit dem 19. darüber hinaus „nach Rumänien, Kroatien, Ungarn, Chile, Brasilien, Ägypten, Uruguay, Australien, dem Westen der USA und, wenn man sie ließ, auch nach Indien, Japan und vielen anderen Ländern“ (226).

Gerade diese zahlreichen und vielschichtigen Grenzüberschreitungen sind von Irene Hardach-Pinke plastisch und lebensnah aufgezeigt worden. Sowohl die Mißachtung der räumlichen geschlechtsspezifischen Zuordnungen des „Innen“ und „Außen“ als auch die Grenzkonflikte zwischen „Klasse“ und „Geschlecht“ sind konsequent in ihre Untersuchung eingewebt – für die spannende und unterhaltsame Lektüre wohlthuend leise, für die wissenschaftliche Auseinandersetzung und theoretische Anbindung an die Forschung vielleicht etwas zu zurückhaltend.¹ Sie sind im Falle der Gouvernante so beispielhaft, daß es schade ist, daß die Gelegenheit nicht für die immer noch notwendige Betonung der Bedeutung der Kategorie Geschlecht genutzt wurde. Die Publikation in der Reihe „Geschichte und Geschlechter“ hätte eine vertiefte Diskussion dieses Ansatzes – wenigstens in den Anmerkungen – erwarten lassen – sah sich doch schon Friedrich Schiller seinerzeit damit konfrontiert: „Die Chère Mère (seine Schwiegermutter, Anm. B. K.) und ich treten also dieses Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erstaunlich ehrwürdig ist; wir werden beyde sehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünsche nur, daß es ihr einträglicher seyn möchte als mir; denn daß sie dem ihrigen gewachsen ist, hat sie (ich muß doch einmal galant seyn!) in ihren Töchtern bewiesen.“ (zit. 88) Zwischen Galanterie und Mißachtung? Die Ambivalenzen eines ernstgenommenen und doch mit männlich gönnerhafter Geste in seine weiblichen „natürlichen“ Grenzen verwiesenen Berufes könnten nicht deutlicher werden. Aber lassen wir doch einer Frau das letzte Wort. Anne Brontë ließ Agnes Grey träumen: „Wie wunderbar wäre es, eine Gouvernante zu sein! Hinauszugehen in die Welt; ein neues Leben anzufangen; selbständig zu handeln; meine brachliegenden Kräfte zu erproben; meinen eigenen Unterhalt zu verdienen ...“ (zit. 14).

Bärbel Kuhn, Saarbrücken

Friederike Hassauer, *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens* (= Passagen Hefte 10). Wien: Passagen-Verlag 1994, 61 S., DM 14,80/öS 105,00, ISBN 3-85165-098-0.

Berufung zur Ordinaria: Der Hort der Bildung auf dem Prüfstand

Ausgangspunkt ist die Antrittsvorlesung – feierliches Abschlußritual der langwierigen Initiation in den höchsten ordo universitärer Gelehrsamkeit, offizielle Demonstration der *venia legendi*: 1993 nutzt Friede-

¹ Z. B. 46 und 104. Ich will hier nicht ausführlich auf die sowohl in den Sozialwissenschaften als auch in der Frauen- und Geschlechtergeschichte geführte Diskussion um Klasse und Geschlecht hinweisen. Nahe am Sujet der Gouvernante vgl. z. B. Catherine Stodolsky, *Geschlecht und Klasse im Kaiserreich. Das Beispiel der „Lehrerinnenfrage“*, in: Hanna Schissler Hg., *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt a. M. 1993, 164–184.